Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 1 (1908)
Heft: 2

Artikel: Thygater
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-405896

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

2. Die natürliche, rein menschliche Sittenlehre bietet eine bessere Begründung des sittlichen Lebens.

Nach Göthe sind „Vernunft und Wissenschaft des Menschen allerhöchste Kraft“. Darum soll man die sittliche Erziehung vor allem auf die Erkenntnis stützen. Zur Bildung des Gewissens ist die sichere Erkenntnis besser, als ein zweifelhafter Glaube. Die Erkenntnis, daß die Befolgung des Sittengesetzes der allgemeinen Wohlfahrt dient, ist dem Schüler leicht zu vermitteln. Erhaltung und Veredlung des Einzelnen und der Menschheit werden als Ziele des Lebens dargestellt. Diesem Ziele dienen alle Tugenden, die dem Schüler an Beispielen aus der Geschichte vorgeführt werden.

Dabei zeigt der Lehrer, daß das richtige Handeln für den einzelnen und die Gesellschaft gute Folgen hat und das unrichtige böse, verderbliche Folgen; er zeigt, daß „Gerechtigkeit ein Volk erhöht“ und daß die „Sünde der Leute Verderben ist“. Ueberall wird die strenge Ursächlichkeit und Gesetzmäßigkeit nachgewiesen. Als Tugenden, die vorherrschend dem Eigenwohl, der Selbstliebe (nicht der Selbstsucht) dienen, werden folgende behandelt: Sittenreinheit. Wahrheitsliebe, Mut, Selbstbeherrschnng, Besonnenheit, Arbeitsamkeit, Enthaltsamkett, Geduld, Ehrfurcht. — Als Tugenden, die vorherrschend dem sozialen Interesse dienen, gelten: Mitgefühl, Pflichtgefühl, Güte, Treue, Gerechtigkeit, Friedsamkeit, Brüderlichkeit und Toleranz. — Jede dieser Tugenden wird an 5 bis 10 Beispielen vorgeführt. — Durch diese Beispiele werden im Schüler die Gefühle der Achtung, der Bewunderung geweckt, lebendige Kräfte zum Guten. Der Schüler erkennt dabei auch, daß alles Böse, wie Ausschweifung, Lügenhaftigkeit, Feigheit, Genußsucht, Trägheit, Trunksucht, Ungerechtigkeit, Roheit, Selbstsucht usw. dem Einzelnen und dem Volke zum Verderben gereichen. — Erkenntnis der Folgen des Guten und Bösen ist Weisheit, und Tun des Guten, ist Tugend. Weisheit und Tugend dienen zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt, der Erhaltung und Veredlung. Und Vollkommenheit gilt als Ziel.

Bei einer solchen Begründung der sittlichen Grundsätze ist der Zweifel unmöglich, weil sie aus der geistigen Natur des Menschen stammt, teils aus dem Gefühlsleben, teils aus dem Denken, teils aus dem Wollen. Die natürliche Sittenlehre ist eine positive Ethik, weil sie auf die Wirklichkeit sich stützt und nicht auf angebliche Offenbarung übernatürlicher Art. Das Eigenwohl und das Gesamtwohl gebieten uns die Befolgung der sittlichen Normen. Die Vernunft stellt die sittlichen Grundsätze fest und stärkt das sittliche Bewußtsein, das Gewissen. Und das Gewissen ist die Grundlage des sittlichen Lebens.

Das Bewußtsein des Sittengesetzes ist der „Gott in Uns“, an den Schiller dachte bei seinen Worten:

„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthrone!“

Das eigentliche Tugendprinzip ist die Liebe zur Menschheit. Sowohl Jesus und Paulus wie Comte und Feuerbach stehen auf diesem Standpunkt.

Durch die Bildung des sittlichen Bewußtseins fördert der Moralunterricht die Ueberzeugungstreue, die sittliche Selbstbestimmung, die innere Freiheit, die das Heiligtum der Seele ist. Die erzieherische Bedeutung der Schule wird also gewinnen, und damit auch das Ansehn des Lehrerstandes. — Auch wird damit die Schule allen Konfessionen gegenüber eine neutrale Stellung einnehmen. Diese Neutralität schafft dem Lehrer die Gewissensfreiheit.

Diese Wohlfahrts-Ethik steht höher, als die kirchliche Egoistenmoral, die für das Gute einen jenseitigen Lohn in Aussicht stellt.

Auch das soziale Interesse wird durch den Moralunterricht besser gewahrt, als durch die kirchliche Ethik. Denn diese zielt ja in erster Linie nach dem „Jenseits“. Dadurch wird die Verbesserung des „Diesseits“ gehemmt. Unwissenheit, Armut, Elend, Genußsucht, Krieg und Mammonsdienst werden ungenügend bekämpft. Aber der Verzicht auf das Jenseits führt notgedrungen zur Verbesserung des Diesseits. Der ethische Mensch ist der soziale Mensch.

Auch der Streit zwischen den Konfessionen wird durch den Moralunterricht der Schule gemildert; denn das Volk erkennt aus diesem, daß die Moral von Theologie unabhängig ist, daß sie ein Lebensgesetz ist, das aus natürlichen Quellen sich ergibt.

Die wahren Motive zum sittlichen Handelu sind nicht die Furcht vor der Hölle, noch die Hoffnung auf jenseitigen Lohn, sondern das Streben nach Erhaltung und Veredlung des Lebens, die Liebe zu unserm bessern Selbst und der Menschheit, das Bewußtsein der Solidarität und Wesenseinheit aller Menschen, das Mitgefühl, das Pflichtbewußtsein, die Pietät und das Streben nach der Herrschaft der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Alle diese Motive kommen mit keiner Naturwissenschaft in Gegensatz; sie sind die feste Grundlage der Volkserziehung und Menschenbildung. (Mein Handbuch: „Humane Ethik“, Verlag von Franke, Bern, bietet den Unterrichtsstoff in diesem Sinn und Geist).

Lebenszweck.

Und stände auch das Himmelreich mir offen,
Ich würde stolzen Schritts vorübergehn!
Nie kann ich eine Seligkeit erhoffen,
Die frommen Christen sich von Gott erflehn!

Auf Erden eine Seligkeit erlangen
Ist meines Daseins allerhöchstes Ziel,
Im Kampf für Recht und Freiheit ohne Bangen,
Nie dürstets mich nach süßem Engelsspiel.

Des Lebens Zauber und des Lebens Wüten
Dünkt mir weit schöner als das Himmelreich!
Der Erde Glück, der Freiheit goldne Blüten
Erkämpft, o Herz — stirbst du auch schattengleich.

Auguste Stoppenbach.

Toleranz.

Die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen würden sich bei ihrem gegenseitigem Hasse auch noch im Jenseits um ihre Seelen balgen und aus diesem Grunde ist die Forderung der Toleranz in religiösen Fragen unter den kirchlichen Konkurrenten als eine Art Notschranke aufzufassen, die verhindern soll, daß die schwarzen Raufbolde, sich einander nicht noch die Kirchtürme einwerfen und so das ganze, zur Zeit noch recht in Blüte stehende Geschäft mit Jenseitswechseln verderben. Denn die Vertreter der einzelnen Kirchengemeinschaften sind ja stets geneigt, einander nur das Schlechteste nachzusagen, und da sie hiefür immer ein gläubiges Publikum finden, so wäre des Liedes Ende, daß man die auf das Jenseits gezogenen Wechsel, eines schönen Tages nicht mehr unterbringen könnte und die Bude schließen müßte. Damit aber wäre das ganze, mit wahrhaft satanischer Kunst errichtete, klerikale Truggebäude in Trümmer gestürzt, und es wäre fraglich, ob alle modernen methaphisischen, theosophischen und spiritistischen Zauberkünstler zusammengenommen, wieder ein so fein gewobenes Netz über die menschliche Vernunft zu werfen vermöchten, wie es die „geschorenen Diener der heiligen Jungfrau“ samt ihren Helfershelfern zu weben verstanden haben.

Der Moralist fordert religiöse Toleranz mit Rücksicht auf das Gemeinsame aller Religionen der Menschheit und der christlichen Konfessionen im besonderen. Dieses Gemeinsame soll vor oder neben dem Trennenden zur Geltung kommen und so dahin führen, daß der an einen bestimmten Glauben gebundene Priester oder Laie auch die Berechtigung anderer religiöser Anschauungen anerkennt. Aus Gründen der Vernunft wäce ja gegen diese Auffassung der Toleranz nichts einzuwenden. Aber schon wenn man den Begriff Toleranz nimmt, wie er sich im Laufe der Zeiten rechtlich herausgestaltet hat, sehen wir, daß ihm zu seiner Entstehung, wie zu seinem Gedeihen eine eigenartige, dumpfe, stagnierende soziale Schichtenbildung nötig war, daß er eine geistige Sumpfpflanze und kein lichtfrohes Höhengewächs ist. Rechtlich genommen ist die religiöse Toleranz ein Begriff, welcher dem lebensbejahenden, farbenfrohen, in heiterer Sinnenlust schwelgenden Altertume völlig fremd war, indem die antiken Staaten nur eine einzige Staatsreligion kannten. Erst aus den verpesteten und versumpften sozialen Zuständen der späteren römischen Kaiserzeit heraus ist dieser Begriff entstanden und zwar als rechtlicher Schutz des aus dem Dunkel emporstrebenden christlichen Sektentums gegenüber dem zwar altersschwachen, aber immer noch mächtige Heidentum. So wurde dieser Rechtsschutz erstmalig durch das Mailänder Edikt Konstantins des Großen vom Jahre 313 ausgesprochen. Die Anhänger der heidnischen Kulte waren nunmehr durch Staatsgesetz gezwungen, die neue weltfeindliche, asketische Sekte der Judenchristen anzuerkennen, die Ausdehnungsgelüste und steigenden Anmaßungen derselben zu dulden.

Die Nachfolger Konstantins, Theodosius und Justinianus schufen sodann das Byzantinische Staatschristentum, womit der Toleranzbegriff schon seinen Zweck erfüllt hatte und außer Anwendung kam, denn von diesem Zeitpunkte an war die Grundlage für die Macht der katholischen Kirche gesichert und der Boden für jenes kanonische, das heißt Pfaffenrecht geschaffen, dessen Wirkungen sich u. a. in den furchtbaren, beispiellosen Greueln der Ketzerverfolgungen durch die Inquisition äußerten. So lange die katholische Kirche sich der Alleinherrschaft erfreute — besonders im Mittelalter — gab es auch keine Toleranz und die weltliche Macht trat völlig in den Dienst der Kirche.

Der dieser Rechtslage entsprechende Gedanke der Notwendigkeit der Glaubenseinheit blieb auch zunächst im Reformationszeitalter bestehen. Die katholischen Regierungen duldeten Protestanten ebenso wenig wie protestantische Regierungen Katholiken. Die nun folgende Zeit der Glaubenskriege zwang aber die Staaten wieder zur Festlegung von Toleranzgrundsätzen, welche besonders durch den westfälischen Frieden geregelt wurden.

So sehen wir endlich in der Gegenwart die rechtliche Toleranz durch die Gewährung der Religionsfreiheit für die größeren Religionsgemeinschaften zum allgemeinen Rechtsgrundsatz erhoben und die Unabhängigkeit der politischen Rechte vom religiösen Glaubensbekenntnis sanktioniert, während die kleineren Sekten und auch die freien Gemeinden in einzelnen Staaten nur Toleranz genießen, insoweit sie überhaupt staatlich anerkannt sind. In welch unerhörter Weise sich der Staat hiebei auf Seite der kirchlichen Organisationen stellt, das ging am besten aus der kürzlich durch die Presse gegangenen Mitteilung aus Breslau hervor, woselbst die Regierung der dortigen freireligiösen Gemeinde die Annahme eines testamentarischen Legats verweigerte, während die gleiche Regierung der andauernden Anhäufung von Kapitalien durch die tote Hand gleichgültig gegenübersteht.

Geradezu paradox aber ist es, wenn eine katholische Partei, wie die Ultamontanen in Deutschland, eine noch weitergehende, gesetzliche Festlegung der rechtlichen Toleranz fordert, wie es in dem sogenannten Toleranzantrag des Zentrums geschehen ist, da doch eine Konfession, die jede Duldung anderer religiöser Anschauungen mit den eigenen Grundsätzen für unvereinbar erklärt, selbst keine Duldung verdient und in Anspruch nehmen kann. Erstreckt sich doch die Unduldsamkeit der Klerikalen auf alle Gebiete der modernen Kultur. Sie mißhandelte die Reinheit der Kunst, weil sie keuscheste Gedanken unserer besten Künstler, lediglich weil eine Novität ihr Inhalt war, als „Schweinereien“ bezeichnet, freilich ohne zu ahnen, wie sie damit nur sich selber, nie aber die Kunst herunter setzen. Sie agitieren gegen die Aufführung dramatischer Werke unserer besten Dichter, sie wenden sich mit plumpen Angriffen gegen unsere Gelehrtenwelt, indem sie, unfähig die Forschungsergebnisse mit den Waffen der Wissenschaft anzugreifen, gegen die Personen ihre Beschimpfungen richten.

In allen einsichtigen Kreisen aber herrscht der lebhafte Wunsch, daß Toleranz im wahren Sinne des Wortes geübt werde, da die Zunahme religiöser Unduldsamkeit besonders in Gegenden mit stark gemischter Konfessionalität zu großen sozialen und wirtschaftlichen Nachteilen geführt hat und gegenwärtig umso lästiger empfunden wird, je schwerer der Einzelne sich im wirtschaftlichen Kampfe behaupten kann. Denn innerhalb der einzelnen Konfession ist nicht allein der Pfaffe, der unaufhörlich hetzt und schürt und seinem Hasse keine Grenzen zieht, sondern hinter ihm steht auch der seelisch zum Pfaffen gewordene Laie und übertrifft oft den Geistlichen selbst an Unduldsamkeit, Herrschsucht und niederträchtigem Ränkespiel.

Die Pfaffensaat der Unduldsamkeit, welche bereits mit der rechtlichen Festlegung ihres Gegenteils ausgestreut wurde, ist allenhalben aufgegangen und schießt heute mächtiger wie je ins Kraut, die Felder der fortschrittlichen Kultur gefährdend, wo sie nur immer Raum findet. Man denke nur was in Deutschland von Seiten der Gerichte für Unfug getrieben wird mit dem sogenannten Gotteslästerungsparagraphen, den § 166 d. R. St. G. Staatsanwaltliche Verfolgungswut und richterliche Voreingenommenheit bringen Jahr für Jahr so und so viele Kämpfer für den freien Gedanken zur Strecke.

Das ist ja gerade das Niederträchtige dieser Lügensaat, daß sie gerade dann nicht keimen will, wenn sie einmal ausnahmsweise Gutes stiften sollte, sondern nur der pfäffischen Heuchelei dient, welche mit dem Wunsch nach Duldung, dem Wortsinn gemäß, nur um Schutz gegen ungerechte Verfolgung fleht, in Wirklichkeit aber unter diesem Wunsche von Anfang an nur grenzenlose Herrschgier, nur tötlichen Haß gegen alle Widersacher verbirgt. Ja wir sind jetzt auf dem besten Wege in das finsterste Mittelalter zurückzukehren, wenn der Geist des fanatisierten Pfaffentums weiterhin an Boden gewinnt. Aber in der freien Luft der fortschrittlichen Tätigkeit auf allen Gebieten hat die Toleranz weder Sinn noch Berechtigung. Hier herrscht vielmehr das längst bekannte, biologische Gesetz der natürlichen Entwicklung des höheren Organismus aus dem niederen, das Gesetz der natürlichen Auslese, offener Kampf ist hier das treibende, lebensfördernde Element. Das Altersschwache, Kranke, das Kraftlose muß zu Grunde gehen. Das Lebensfähigste nur erhält sich. Nirgends duldet im großen Weltleben, im Wirbel des Werdens und Vergehen, der Starke den Schwachen. Nirgends wird die Macht von der Ohnmacht, das Gesunde vom Kranken verdrängt, nirgends überhaupt sehen wir ein Dulden aus freien Stücken. Im Gegenteil alle Lebewesen sind bestrebt, ihre Freiheit zu behaupten, von der Pflanze die Licht und Luft sucht bis zum höheren Tiere.

Auch die Geschichte der Menschheit bestätigt dieses Gesetz. Jeder Krieg zeigt wie die völlige Niederwerfung des Gegners der einzige Zweck des Kampfes ist. Im sozialen Leben siegt die Intelligenz über die rohe Gewalt, das bewegliche Kapital über das unbewegliche, die Massenproduktion in den Fabriken über das Kleingewerbe, der Welthandel über den Platzhandel, im Geistesleben das gleiche. Im Streite um wissenschaftliche Lehrmeinungen macht man dem Gegner freiwillig kein Zugeständnis, auch nicht aus Gründen der Toleranz. Schritt um Schritt erkämpft sich der geistige Fortschritt seine Stellung. In Fragen der Wissenschaft kann immer nur eine Antwort die richtige sein. Im politischen Leben wird gleichfalls niemand erwarten, daß ihn der Gegner schont und daß ihn feindliche Parteien ohne Kampf dulden.

Ueberall sehen wir die willensstarken Naturen zum Angriff bereit. Denn „in jedem Angriff ist klingendes Spiel“ sagt schön und tapfer einer unserer geistigen Führer. Der „Wille zur Macht“ drückt uns die Waffe in die Hand und keine Musik klingt lieblicher wie die Fanfare, welche den Sieg verkündet.

Wissen und Nichtwissen.

Von Leopold Jacoby.

Unheilvoller
Als das Darben der Erdenkinder
Und alles Leid der Menschen ist
Das Nichtwissen
Vom eigenen Elend.

Seh ich
Millionen Menschenwesen
In ein Marterjoch gepreßt,
Stumpfen Blicks durch Tagwerk wandeln,
Dann in bittrem Groll und Gram
Muß mein Hirn und Herz erbeben.

Thoren haben es Glück genannt,
Haben die Menschen seelig gepriesen,
Die, unbewußt der Seelenqualen,
Sich des niederen Daseins freun,
Mit dem Vieh zugleich zufrieden leben.
Lieber wissend bluten in Qual,
Lieber bewußt in Qual vergehen!

Fürchterlicher
Als das Elend der Menschen ist
Das Nichtwissen,
Sei's auch vom Elend.

Thygater.*

Thygater melkte die Kühe ihres Vaters, und sie melkte gut, denn die Milch, die sie nach Hause brachte, lieferte mehr Butter, denn die Milch die von ihren Brüdern nach Hause gebracht wurde. Ich werde dir sagen, wie dies kam, und gieb gut acht, Fancy, daß dus weißt . . . so du einmal ausgehen magst zu melken. Doch sage ich dir dies nicht, auf daß du melken mögest wie Thygater, sondern um dich auf das Vorbild ihre Brüder zu weisen, die durch minder gutes Melken besser taten. Verständiger wenigstens.

Bevor die jungen Landleute die Weide betreten, ja, lange vor dieser Zeit, stehen die Kühe an der Einfriedung und warten, daß man sie entlaste von dem Ueberfluß, den sie eigentlich für ihre Kälber bereit machten. Aber die Menschen essen die Kälber auf, „weil sie sich hierzu geeignet fühlen“, und dann ist da Milch zu viel in den Eutern.

Was geschieht nun, während die Kühe mit dummen Gesichtern am Verschlage warten? während dieses Stillstehens treibt der leichtere Teil der Milch, die Sahne, das Fett, die Butter, nach oben, und liegt also der Zitze am fernsten.

Wer nun geduldig melkt bis auf die Neige, bringt fette Milch nach Hause. Wer Eile hat, läßt Sahne zurück.

Und siehe, Thygater hatte keine Eile, doch ihre Brüder wohl.

Denn diese behaupteten, daß sie auf etwas anderes Recht hätten, denn auf das Melken der Kühe ihres Vaters. Aber sie dachte nicht an dieses Recht.

* Griechisch sprich: Thügatter = Tochter im Sanskrit = Melkmädchen.

Mein Vater hat mich gelehrt, zu schießen mit Pfeil und Bogen, sprach einer der Brüder. Ich kann von der Jagd leben und will umher streifen in der Welt und arbeiten für eigene Rechnung.

Mich lehrte er fischen, sagte ein zweiter. Ich wäre wohl dumm, allzeit zu melken für einen anderen.

Er zeigte mir, wie man einen Kahn macht, rief der dritte. Ich fälle einen Baum und gehe darauf sitzen, im Wasser. Ich will wissen, was da zu sehen ist an der anderen Seite des Sees.

Ich habe Lust, zusammen zu wohnen mit der blonden Gyne** erklärte ein vierter, daß ich ein eigen Haus habe, mit Thygaters darinnen, für mich zu melken.

So hatte jeder Bruder einen Wunsch, ein Begehr, einen Willen. Und sie waren so erfüllt von ihren Neigungen, daß sie sich keine Zeit gönnten, die Sahne mitzunehmen, die die Kühe ganz betrübt bei sich behalten mußten, ohne Nutzen für jemanden.

Aber Thygater melkte bis auf den letzten Tropfen.

Vater, riefen endlich die Brüder, wir gehen!

Wer wird da melken? fragte der Vater.

Ei, Tygater!

Wie wirds werden, wenn auch sie Lust kriegt zum Fahren, Fischen, Jagen, Weltbesehen? Wie wirds werden, wenn auch sie auf den Gedanken kommt, zusammen zu wohnen mit was Braunem oder Blondem, auf daß sie ein eigen Haus habe, mit allem, was dazu gehört? Euch kann ich missen, doch sie nicht... die, weil die Milch, die sie nach Hause bringt, so fett ist.

Alsobald sagten die Söhne, nach einiger Ueberlegung:

Vater, lehre sie nichts! Dann wird sie treu fortmelken bis ans Ende ihrer Tage, zeige ihr nicht, wie die gespannte Sehne, sich zusammenziehend, den Pfeil wegschießt, dann wird sie nicht Gelüste haben zur Jagd. Verbirg ihr die Eigenschaft der Fische, die einen scharfen Hacken einschlucken, so er mit ein wenig Aas bedeckt ist, sie wird dann nicht denken an das Auswerfen von Angeln oder Netzen. Lehre sie nicht, wie man einen Baum aushöhlt und damit wegfahren kann an die andere Seite des Sees, dann wird sie kein Verlangen fühlen nach dieser anderen Seite. Und laß sie nimmer erfahren, wie man mit Blond oder Braun ein eigen Haus erwerben kann und was dazu gehört! Laß sie dies alles nimmer wissen, o Vater, dann wird sie bei dir bleiben, und die Milch deiner Kühe wird fett sein! Indessen laß uns gehen, Vater, jeden nach seinem Begehr!

So sprachen die Söhne. Doch der Vater — der ein sehr vorsichtiger Mann war — erwiederte:

Ei nun, wer wird hindern, daß sie erfährt, was ich sie nicht lehrte? wie wirds sein, wenn sie die Blaufliege fahren sieht auf einem treibenden Zweig? wie, wenn der gezogene Faden ihres Gespinstes sich auf die vorherige Länge zufällig fortschleudert? wie, wenn sie am Rande des Baches den Fisch beobachtet, der nach dem sich windenden Wurm schnappt, doch in falsch gelenkter Gier ihn verfehlt und fest hackt an der scharfen Hülsscheide des Rieds? und wie endlich, wenn sie ein Nestchen findet, das die Lercher im Maimond sich in den Klee bauen?

Die Söhne dachten wieder nach und sagten:

— Sie wird daraus nichts lernen, Vater! Sie ist zu dumm, um Begehr zu schöpfen aus Wissenschaft. Auch wir würden nichts erfahren haben, wenn du uns nichts gesagt hättest.

Doch der Vater antwortete:

Nein, dumm ist sie nicht! Ich fürchte, daß sie aus sich selbst lernen wird, was ihr nicht lerntet ohne mich. Dumm ist Thygater nicht!

Darauf dachten die Söhne wieder nach — diesmal tiefer — und sagten:

Vater, sage ihr: daß wissen, begreifen und begehren . . . sündig ist für ein Mädchen!

Diesesmal war der sehr vorsichtige Vater zufriedengestellt. Er ließ seine Söhne ziehen, zum Fischfang, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freite . . . überall hin. . . .

Doch er verbot das Wissen, das Begreifen und das Begehren Thygater, die in Einfältigkeit weiter melkte bis an das Ende.

Und es blieb also bis auf den heutigen Tag.

Aus „Multatuli" Frauenbrevier.

**Griechisch sprich: günee = das Weib.

Die christlichen Feste.

Ihr Ursprung und ihr Zusammenhang mit den Festen der antiken Völkern und der Naturreligionen.

Vortrag gehalten von Fritz C. Köhler im Monistenkreis Genf.

Wenige Tage vor dem letztjährigen Fest der Wintersonnenwende zu welchen wie alle Jahre der Lichterbaum geschmückt wurde hörte ich von einer Dame meiner Bekanntschaft die Aeußerung „Ihr Freidenker seit doch inkonsequente Leute" von der christlichen Kirche wollt ihr nichts wissen, aber ihre Feste, ihren Weihnachtsbaum behaltet ihr bei! — Diese Aeußerung gab mir die Anregung zu meinem heutigen Vortrage, in welchem ich versuchen will nachzuweisen, daß die sogenannten hohen kirchlichen Feste durchaus nicht Einrichtung der Kirche sind, sondern bereits lange vor deren Stiftung bei vielen Völkern, wenn auch unter andern Namen, bestanden haben. Wie es mit den übrigen Festen steht werde ich ebenfalls im Verlaufe meines Vortrages auseinandersetzen.

Zunächst will ich einige Worte über den allwöchentlich wiederkehrender Feiertag, den Sonntag, sagen. Wie uns allen bekannt, lehrt die Kirche über die Enstehung des Sabbats, daß Gott am siebenten Schöpfungstage von seinem Werke ausruhte. Abgesehen davon, daß der allmächtige Gott, dem doch angeblich die Naturkräfte auf seinen Wink gehorchten, 6 Tage dazu gebrauchte, das Universum zu schaffen, muß es für den Unbefangenen befremdlich erscheinen, daß dieser doch menschlichen Schwächen nicht unterworfen sein sollende mächtige Geist das Bedürfnis nach Ruhe empfand, sich, wie wir eben gehört, erquickte und an der Abendkühle labte wie im ersten Buch Moses 111, Vers 8 ausdrücklich zu lesen ist.

Was er als angenehm und wohltätig empfunden, das gebot er auch den Geschöpfen seiner Laune, den Menschen.

Nun wissen wir aber, daß die siebentägige Woche bereits bei den Babiloniern und Aegyptern existierte und ihren Ursprung wohl in den Mondphasen hat, welche sich ungefähr von sieben zu sieben Tagen folgen. Auch die alten Germanen hatten höchst wahrscheinlich schon die siebentägige Woche, lange vor der Bekanntschaft mit den Römern da uns Tacitus berichtet, daß sie alle wichtigen Unternehmungen und Versammlungen, besonders gottesdienstliche, nach dem Wechsel des Mondes bestimmten.

Von den Aegyptern kam die siebentägige Woche zu den Griechen und Römern, welche vordem eine acht- bezw. zehntägige Woche hatten.

Im nachapostolischen Zeitalter wird neben dem jüdischen Sabbat der Sonntag (als Freudentag), weil angeblich Auferstehungstag Christi, gefeiert, doch erst Constantin der Große, verbot im Jahre 321 alle nicht ganz dringlichen Tagesgeschäfte am Sonntage, und Kaiser Leo III., der von 717 bis 741 regierte, untersagte endlich jede Arbeit an diesem Tage bei schweren Strafen.

Die Bezeichnung dieses „domenicus" oder „domenica", d. h. Tag des Herrn, ging nun als „dimänche" als „domenica" in die italienische und als „domingo" in die spanische und portugiesische Sprache über. Alle nordischen Völker nannten diesen Tag den Tag der Sonne, Sonntag, nach dem römischen Namen „dies solis". Den Grund hierfür werden wir bei der Erklärung des Weihnachts- und Osterfestes kennen lernen. Als Kuriosum muß ich noch erwähnen, daß uns Kindern der Pfarrer als Beweis für die göttliche Institution des Sonntags anführte, daß der französische Revolutionskalender, der bekanntlich zehntägige Wochen sogn. Dekaten einführte, deshalb nicht habe bestehen können, weil der Mensch nach göttlicher Vorsehung nach sechs Arbeitstagen das absolute Bedürfnis nach einem Ruhetage habe. Dem guten Herrn war zunächst nicht bekannt, daß außer dem zehnten auch der fünfte Tag ein Ruhetag war, sodann, daß der Revolutionskalender nicht etwa aus Undurchführbarkeit fiel, sondern daß das Machtwort Napoleon I. ihm ein Ende setzte, der durch Dekret vom 9. September 1805 die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders vom 1. Januar 1806 ab anordnete.

Von dem Sonntage, dem Tage der Sonne, gehe ich über zum Freudenfeste der Christenheit, welches den Festzyklus des christl. Jahres eröffnet dem Weihnachtsfeste. Wie man auf die Idee verfallen ist, den 25. Dezember als den Tag der Geburt des mythischen Stifters der christlichen Religion anzunehmen, ist unbekannt, soviel aber ist gewiß, daß dieser Tag der Tag der Wintersonnenwende bereits bei den alten Römern als „dies natalis invicti", Geburtstag des Unbesiegten (nämlich der Sonne) und bei den alten Germanen als Julfest gefeiert wurde.

Im Abendlande findet sich der 25. Dezember als Geburtstag Christi zum ersten mal in dem römischen Festverzeichnis (vom Papste Julius gest. 377) vom Jahre 354 erwähnt, im Orient galt bis zu dem diesbezüglichen Gesetz des Kaisers Justinian, welches die Feier des Festes auf den 25. Dezember anordnete der 6. Januar als Geburtsfest Christi. Nach mystischen Berechnungen und prophetischen Aeußerungen galt der 25. März als der Tag der Empfängnis der Maria, als welcher er auch heute noch in der katholischen Kirche gefeiert wird, woraus sich von selbst der 25. Dezember als Tag der Geburt ergab. In Wahrheit ist die Sache wohl umgekehrt gewesen, d. h. man hat den Tag der Empfängnis nach der Geburt bestimmt. Wie schon gesagt wurde die Zeit der Wintersonnenwende bei allen Völkern des Altertums festlich begangen, war ja doch das Natureereignis ganz dazu angetan, die Menschen mit Freude zu erfüllen. Die licht- und wärmespendende Sonne, ohne welche kein Leben auf dem Erdball möglich wäre, ist tiefer und tiefer zum Horizont hinabgesunken, die Tage sind kürzer und kälter geworden, neblig und melancholisch schaut der Himmel auf die im Winterschlaf versunkene Erde herab, — da erhebt sich nach dem Solstitium das leuchtende Tagesgestirn wieder, siegend über Nacht und Kälte.

In der griechischen Mythologie ist Heracles, der Herkules der Römer, die Personifikation der Sonnenkraft, er ist wie Appollo, der Sohn des Himmelsgottes und befreundet mit der Liebesgöttin Athene. Er ist der Baldur der Germanen, der Survader der Inder, Ormuzd der Perser, Mithra der Iranier, Izduba oder Nimrod der Assyrer, der Osiris der Aegypter. Bezüglich dieses letzteren, der uns in der Folge ganz besonders interessieren wird, ist interessant zu konstatieren, wie sich seine Geburt unter gleichen Verhältnissen wie die Geburt Christi, der sie offenbar als Vorbild gedient hat, vollzog. Die heiligen Bücher der alten Aegypter erzählen uns nämlich, daß der Stier Apis, das Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft von einer Kuh, die noch nicht geboren hatte und durch einen Sonnenstrahl gefruchtet ward, geboren worden sei. Nun erwähnen aber die Alten ausdrücklich, das in dem Apis eigentlich Osiris (als Sohn des Gottes Ptah) verehrt wurde, die Seele dieses Gottes sollte in dem heiligen Stiere wohnen. Die Analogie der Inkarnation dieses Gottes mit der Heimsuchung der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist ist hier nicht zu verkennen.

Was den Ursprung der Sitte des Weihnachtsbaumes betrifft, so ist hierüber folgendes zu sagen. Um die Zeit der Wintersonnenwende feierten, wie schon erwähnt die alten Germanen ihr Julfest, d. h. fröhliches Fest, ursprünglich wohl den Seelen der Verstorbenen geweiht, die um diese Zeit ihren Umzug hielten und an Schmaus und Gelage teilnahmen. Neben den Manen der Verstorbenen wurde auch den großen Göttern geopfert, besonders dem Donnergott Thor und Freyr, dem Sonnengott, der Fruchtbarkeit und Wachstum verlieh. In der Julnacht strahlte die dem Gotte heilige Eberesche auf allen Zweigen voller Lichter, die kein Wind zu löschen vermochte. Die sagenumwobene immergrüne Mispel deren Gabelzweig das Sympol der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft ist, die in ihm lebendig bleibt, wurde eingeholt um alle Räume damit zu schmücken. Die gleiche Bedeutung wie die Mistel hatten auch andere immergrüne Bäume, Kiefer, Tanne, Fichte und Stechpalme, weshalb man diese später als Zeichen der Freude über den Sieg der Sonne um die Wintersonnenwende mit Lichtern schmückte und mit bunten Flitter behing.

Sie sehen also daß die Symbolik des Weihnachtsbaumes bei den nordischen Völkern bestand, bevor noch christliche Priester denselben die neue Lehre aufgezwungen und dem alten Feste und Gebrauche eine neue Bedeutung beigelegt hatten.

Und im Sinne der alten Nordländer feiern auch wir Freidenker durch den Lichterbaum das Fest der Wintersonnenwende, den Sieg des Lichtes über die Finsternis, der Aufklärung über den Aberglauben und die Verdummung, der Wahrheit über Trug und Lüge. Es ist sogar unser Fest par exellence, denn es versinnbildlicht unser Streben und unser Hoffen!

(Fortsetzung folgt.)

Monistenkreis Genf.

Das Komitee für 1908 ist folgenderweise bestellt:
Vorsitzender: Privatdozent Dr. Otto Karmin, 8, Avenue des Arpilleres, Genf-Chene.
Beisitzer: Dr. med. Richard Haas, 4, Chemin Chandien, Ingenieur A. Grebel, 3, Cours des Bastions.
Schriftführer: Apotheker Fritz C. Köhler, 22, Avenue Favre.
Kassenwart: Apoth. Hans Scheffler, 23, Chemin Livtard.
Vereinslokal: Hotel de la Cigogne, 17, Place Longemalle.
Vereinsabend: Freitag von 9 Uhr ab.

Kulturdokumente.

Obacht, Pfarrer!

In dem österreichischen „Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus" fand sich neulich folgende Warnung: „Ein Rat als Warnung. Einer, der selbst vor kurzem ordentlich hineingefallen ist, erlaubt sich, seinen hochwürdigen Herren Mitbrüdern den guten Rat zu erteilen, niemals eine Haushälterin aufzunehmen, wenn dieselbe nicht ein von einem verläßlichen Arzte ausgestelltes Gesundheitszeugnis beizubringen imstande ist."

Wie die „Wiener Arbeiterzeitung" versichert, dürfte es sich um einen sogenannten Schnupfen handeln, dem ein Hochwürdiger zum Opfer gefallen ist. Der warnende Rat ist also sehr angebracht. Denn es ist in der Tat nicht auszudenken, zu welchen moralischen und sonstigen Konflikten es kommen mag, wenn die Pfarrköchinnen nicht mehr gesund in das Pfarrhaus kommen.

Ein Wunder vor Gericht.

Vor dem Gericht in Ancona stand dieser Tage ein in Lumpen gehüllter barfüßiger Greis mit ekstatisch ins Leere blickenden Augen unter der Anklage des Diebstahls. „Sie, Domenico Labruzzi", sagte der Präsident, „haben also im Heiligen Hause zu Loreto eine wertvolle Nadel gestohlen!?" Blaß und aufs äußerste gekränkt erwiderte der alte Herr: „Ich habe nichts gestohlen. Gänzlich ausgehungert befand ich mich seit vier Tagen in Loreto vor dem Schatzzimmer, während die andern alle sich an der Prozession beteiligten; betend lag ich auf den Knien, als eine Stimme mir zurief: „Stehe auf und tritt ein!" Ich trat ein, und es erschien mir die Madonna, die zu mir sagte: „Zerbrich diese Scheibe und nimm jene Nadel dort. Das ist die Gnade, die ich dir antue." Da ich zufällig einen Ziegelstein im Sacke hatte, zerbrach ich die Scheibe und nahm die Nadel, aber die eine nur, getreu dem Befehle meiner Mamma." Die Nadel, die aus einer großen Perle und aus 400 kleinen Brillanten besteht, war ein Geschenk der Königin von Etrurien Napoleonischen Angedenkens. Die Fremdenführer zeigten sie den Fremden als eine besondere Kostbarkeit, die einen Wert von 40,000 Lire haben sollte; nach sorgfältiger Schätzung ist sie aber nur 5300 Lire wert. Da ein Gericht auch mit der Möglichkeit eines Wunders rechnen muß, wurde ein Geistlicher des Heiligen Hauses als Sachverständiger vernommen; er erklärte jedoch, daß die Madonna solche Wunder nie tue. Als der Gerichtshof sich zur Beratung zurückzog, erklärte der edle Schützling der Madonna, daß er sich ganz in die Hände des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes gebe. Sein felsenfestes Gottvertrauen nützte ihm aber wenig, denn das Gericht brummte ihm 16 Monate Gefängnis auf. Der alte Herr erklärte voller Entrüstung, daß er Berufung einlege, da man an Wunder unbedingt glauben müsse.

Es ist doch sonderbar. Von all den heiligen Knochen, Lumpen und Bildern, mit denen die katholische Kirche die Dummheit ausbeutet hat nicht so viel Geld erbracht, wie die „heilige, stets wundertätige Madonna". Unzählig sind die Wallfahrtsorte in denen sie täglich ihre Gnaden austeilt, unzählbar sind aber auch die Summen, die ihre getreuen Diener hiefür einheimsen. Und wehe dem Sündenlümmel, der an diese Wunder nicht glauben will. Ganz abgesehen von den Unannehmlichkeiten die ihn im Jenseits erwarten, findet die Kirche auch im Diesseits Mittel dem frechen Spötter das Handwerk zu legen.

Nun ist einmal ein Wunder geschehen an das wir gar zu gerne geglaubt hätten, wie hätte es uns gefreut, wenn man auch im Himmel eingesehen hätte, daß man in diesem Jammertal nicht nur von Hallelujah und Kirchensteuerzahlen leben kann. Wie schön wäre es gewesen, wenn die Madonna all die Millionen die ihre Diener gesammelt haben unter ihre Kinder verteilt hätte. Aber jetzt ists wieder nichts. Vor Gericht hats der heilige Mann ausgesagt, daß die Madonna solche Wunder nicht tue. Ja, ja, nehmen ist immer noch seeliger wie geben.

[Der Bierphilister vor dem jüngsten Gericht.]

Wie salbungsvoll klingt es bei Leichenreden, wenn ein jämmerlicher Bierphilister zu Grabe getragen wird mit 40 oder 50 Jahren: „Gott hat ihn zu sich gerufen!"

Wie Gott uns in frommer Weise geschildert wurde, stellte ich ihn mir als Kind immer vor als großen, strengen alten Mann mit Krone und Purpurmantel auf goldenem Trone in einer schwarzen Wolke sitzend, ein langes Szepter in der Hand. Wenn man nun mal seine beste Freundin tüchtig verprügelte, oder den Konfitürentopf mit dem Zeigefinger gründlich untersuchte, kriegte man eins mit dem Szepter. Dieser Gott wird sich schwerlich über die Ankunft eines unnützen Alkoholvertilgers im Himmel freuen. Im Gegenteil, kaum wird letzterer sich an der Paradiespforte blicken lassen, wird er hoffentlich einige Tüchtige mit dem Szepter aufgemessen kriegen, und ungesäumt Satanas zugeschickt werden. Dieser wird sich umgekehrt wohl über den